In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(33. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Als letzte kamen Falkenbergs heim. In zwei Parteien. Zuerst die Gräfin und Anna, um das Nest zu bereiten. Noch am Ankunftsabend hing die Gräfin am Telephon und bestellte sich drei Reinmachefrauen zum nächsten Morgen. Das Scheuerfest konnte beginnen. Auch Anna rief abends noch bei Zimmers an und ließ sich Ruth an den Fernsprecher holen. „Kann ich noch auf einen Stipps herüberkommen?" fragte sie. — „Aber gewiß, wir sind alle zu Hause."

Der Geheimrat war in seinem Arbeitszimmer, Ruth saß mit der Mutter oben im kleinen Salon, Hermann an seinem Schreibtisch über dickleibigen Bänden, wie jetzt meist. Zu ihm lief Ruth. „Bitte, tu' mir die Liebe, Hermann, und geh schnell herunter. Anna Falkenberg kommt noch. Empfang sie und gehe mit ihr in die Halle. Oder auch zu mir. Ich habe noch ein paar Minuten mit Mama zu tun. Ich bin gleich bei euch."

Sie waren beide etwas benommen, als sie sich gegenüberstanden. Hermann dachte an ihre letzte Begegnung: draußen auf der Josephinenstraße war es gewesen, im Frühling, kurz nach seiner Entlobung; Carla hatte ihm nicht die Hand gereicht, aber die Kleine war auf ihn zugekommen. Lieb war das von ihr gewesen. Ruths Brief fiel ihm ein; wie hatte sie geschrieben? „Ein guter Kerl, ein guter Kamerad ist Anna." So etwa. Es mochte schon viel Wahres daran sein. Aber Carla — die dumme, törichte Geschichte stand zwischen ihnen, sie machte ihn befangen. Und doch: lag sie nicht endlos weit zurück? Auf dem Kalender nur ein halbes Jahr, gewiß, aber konnte nicht auch ein halbes Jahr eine Ewigkeit sein?

Anna sah ihm ins Gesicht. Ja, er war noch der Alte, derselbe. Sah aus, wie sie ihn sich vorgestellt hatte, wenn sie in Golmitz an ihn dachte, wenn sie mit Ruth von ihm gesprochen. Hermann, den sie einmal als Kind im Borkenhäuschen geküßt hatte. Er war es.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Hermann." Sie reichten sich die Hände.

„Ja, Anna, es ist lange her." Er nahm ihr den leichten Mantel ab, den sie nur um die Schultern gelegt hatte. „Ruth wird gleich kommen. Sie hat noch mit Mama etwas zu tun. Wollen wir nach oben gehen, in Ruths Zimmer?"

„Mir ist es recht."

Stumm stiegen sie die Treppe hinauf, stumm traten sie ein und setzten sich.

Dann begann Anna: „Es ist mir lieb, Hermann, daß ich dich zuerst allein spreche. Denn das, was ich zu sagen habe, geht dich schließlich hier im Hause am meisten an. Hab' keine Sorge, es ist nichts Unangenehmes. Aber es erscheint mir besser, du erfährst es gleich durch mich. Ich denke, es wird dich nicht sonderlich treffen, wenn ich mir auch überlegt habe, wie es dich berühren wird. Also um es kurz zu machen: Carla hat sich wieder verlobt."

„So . . ." sagte Hermann, sonst nichts. Er war doch überrascht. Also so schnell hatte sie ihn vergessen. So sagte man wohl? Vergessen? Hatte sie denn jemals an ihn gedacht? Wohl nicht — wohl kaum. Sie hatte sich wieder verlobt. Wieder. Von neuem. Zum zweiten Male. Das erstemal war er es gewesen. Nun ein anderer. Eigentlich war das komisch. Nun mußte er ihr wohl Glück wünschen, seiner Freude Ausdruck geben: Liebe Carla, hoffentlich schlägt diesmal alles zum Guten für dich aus. So etwa. Und oben im Atelier, oben bei ihm stand noch ihr Bild. Er hatte sie gemalt: dies stolze, schöne, strenge Gesicht. Er hatte neulich noch davor gestanden; eine ganz anständige Arbeit war das Porträt. Sicher besser als alles, was er bei Professor Wolff gemalt hatte. Vielleicht würde sogar Felix Fechtner mit ihm zufrieden sein. Nun war sie verlobt. Wieder verlobt. Nun konnte er ja das Bild endgültig in die Ecke stellen. Oder ihr herüberschicken ins Falkenberghaus. Vielleicht hing es sich der andere über seinen Schreibtisch. Warum auch nicht? Ihm sollte es recht sein. Er hatte mit dem Bilde nichts mehr zu schaffen.

Er sah auf. Sah Anna an. Ihre Augen waren auf ihn gerichtet. Starr. Aengstlich. So konnten Carlas Augen nie blicken. Wenigstens ihn hatten sie nie so angesehen. Obgleich es fast die gleichen Augen waren, fast das gleiche Gesicht überhaupt. Nur das da drüben war etwas weicher, kindlicher. „Ein lieber Kerl," hatte Ruth geschrieben. Ja.

„Du sagst ja gar nichts, Hermann?"

Nun mußte er doch ein wenig lächeln. „Was soll ich sagen, Anna?" Er stockte einen Augenblick, krauste die Stirn ein wenig wie nachdenkend. Dann wiederholte er: „Was soll ich sagen, Aenne? Wenn ich ganz ehrlich sein soll: ich bin überrascht. Das ist wohl selbstverständlich. Ich habe ja damals selbst Schluß gemacht. Ja. Ich habe auch nicht mehr viel an die Episode gedacht. Warum soll sich Carla nicht wieder verloben? Sie ist doch frei. Sie hat keinen Menschen zu fragen. Mich am wenigsten. Obgleich . . ." Er stockte, rieb sich die Hände, ein wenig verlegen, fuhr dann fort: „Na, es ist ja egal. Wer ist es denn?"

„Axel Wrangel."

„So, der Baron Wrangel. So. Ruth erzählte schon von ihm. Ja."

Ganz groß waren Annas Augen geworden. Sie versuchte in seinem Gesicht zu lesen. Sie horchte auf jedes Wort, auf jeden Ton, auf jede Klangfärbung. Und mit einemmal wurde ein Gedanke in ihr wach, den sie noch nie gehabt, auf den sie nie gekommen war: er liebt Carla noch, er hat sie noch nicht vergessen. Daher sein stockendes Sprechen, daher diese kurzen, abgerissenen Sätze, dies Suchen nach dem Ausdruck. Eine neue Mauer baute sich vor ihr auf. Sie hatte die Verlobung der Schwester jubelnd begrüßt, hatte sich wirklich gefreut, sie sah, daß Carla restlos glücklich war, ganz anders wie bei ihrer ersten Brautschaft mit Hermann, sie hatte sofort inniges Vertrauen zu Axel Wrangel gefaßt, der ihr mit brüderlicher Kameradschaft entgegen kam. Alles war so harmonisch gewesen, nachdem der Großvater die Bedenken der Eltern beseitigt hatte. Und noch eins hatte sie sich immer und immer wieder gesagt: nun sind die letzten Hemmungen beseitigt, die noch zwischen den Häusern Zimmer und Falkenberg gelegen. Nun waren die Wege frei für Ruth und auch für sie. Und jetzt — war plötzlich ein neues Hindernis da, stärker als alle anderen. Hermanns Neigung zu Carla war noch nicht tot. —

Ruth kam. Munter, froh, lustig. Langsam öffnete sie die Tür, hatte ein schalkhaftes Lächeln. Sie war auf den Zehenspitzen den Flur hinabgegangen, hatte ein wenig am Schlüsselloch gelauscht, sie hatte das sichere Empfinden, daß da zwei Menschen in ihrem Zimmer saßen, die den Weg zueinander fanden. Fanden, wie sie und Christof zueinander finden würden. — „Störe ich?" fragte sie, stutzte dann, als sie in zwei lange, ernste Gesichter sah. „Was habt Ihr denn? Ihr sitzt ja da wie sieben Tage Regenwetter."

Mit einem Ruck stand Hermann auf. „Anna wird dir schon erzählen; ich glaube, es ist besser, ich lasse euch allein." Ehe sie etwas entgegnen konnte, war er hinaus.

Ruth sah ihm nach. Ihr kam die Lage komisch vor: „Da geht er hin und singt nicht mehr," sagte sie. „Also Aenne, dann berichte du. Hier scheint mir wieder mal das Korn verhagelt zu sein. Habt Ihr euch gekabbelt?"

„Nein."

„Was denn?"

„Es ist aus."

„Was ist aus?"

„Alles."

„Das ist viel."

„Scherze nicht. Mir ist wirklich nicht danach zumute. Ich kam so froh her, so voller Hoffnung. Und nun kann ich sie begraben." Wie ein Mann hatte Anna mit sich gekämpft, sie wollte nicht weinen. Aber es ging nun einmal bei ihr nicht ohne Tränen. Sie saßen ihr zu locker. Sie schossen ihr in die Augen. Sie ärgerte sich über ihre Weichheit. Mit den Füßen stampfte sie auf den Boden wie ein ungezogenes Kind, suchte ein Taschentuch, im Gürtel, im spitzen Ausschnitt ihrer Bluse; fand aber natürlich keins. Da fuhr sie sich mit dem Handrücken über die Augen. „Gib mir doch 'mal ein Taschentuch," stieß sie unwillig hervor. Und dann: „Diese verfluchte Heulerei."

„Warum heulst du denn?"

„Carla hat sich verlobt."

„Mit Wrangel?" Ruth war sofort im Bilde.

„Ja."

„Hab ich mir's doch gedacht. Das ist 'ne Scheinheilige. Sieh 'mal einer an. Aber was gibt's denn da zu heulen?"

Anna rannen die Tränen noch immer herunter. „Ich hab's ihm erzählt."

„Und?"

„Er liebt sie noch."

„Du bist verrückt."

„Nein. Ich bin ganz klar. Ich sehe ganz klar. Er liebt Carla noch. Er liebt sie noch. Bestimmt. Da kann gar kein Zweifel sein. Es ist ja so selbstverständlich. Immer war es so. Keiner kann sich Carla entziehen. Carla, der Schönen, der Stolzen, der Begabten. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich mich auch in sie verlieben. Gerade weil sie so streng und so herbe ist. Ich kann es Hermann nicht verdenken. Aber ich liebe ihn doch auch. Und sie will ihn doch nicht mehr, sie hat doch ihren Wrangel. Aber immer, immer drängt sie sich vor. Großvaters Liebling ist sie, er läßt ihr das Inspektorhaus umbauen, er schenkt ihr Möbel aus dem Schloß. Papa gibt ihr den großen Teppich aus seinem Arbeitszimmer; Mama plündert ihren Wäscheschrank. An mich denkt kein Mensch, ich werde einfach beiseitegeschoben. Ich bin die Kleine, die Dumme, das Kind."

Jetzt strömten die Tränen in reißenden Bächen. Der Körper erschütterte.

Ruth sah es. Aenne tat ihr leid. Aber sie konnte diesen leidenschaftlichen Ausbruch beim besten Willen nicht ernst nehmen; er blieb für sie komisch. Jedoch trösten wollte sie auf jeden Fall.

„Nun sei erst einmal still, Anna. Und höre auf, solchen Blödsinn zu reden. Damit kommen wir nicht weiter. Um dich zu beruhigen: mir gefällst du besser als Carla."

„Was nutzt mir das?"

„Es ist immerhin eine Feststellung. Ich weiß außerdem eine ganze Reihe von Menschen, denen es ebenso geht wie mir."

Nun sah Anna auf. „Und das wären?"

„Zum Beispiel mein Vater, der doch nicht ganz dumm ist. Und meine Mutter. Wenn es dich interessiert auch Bretthauer. Solche Leute haben immer ein sehr gesundes Urteil."

„Du willst mich nur beruhigen. Ich brauche doch nur in den Spiegel zu sehen, dann weiß ich, daß Carla tausendmal schöner ist."

„Schöner! Du geliebtes Schaf! Was heißt: schöner? Ich sage dir, die Männer machen sich herzlich wenig aus der sogenannten Schönheit. Noch dazu, wenn sie so hundeschnäuzig kalt wie bei Carla ist. Die wollen etwas ganz anderes. Eine niedliche Stubsnase ist ihnen meist lieber als ein strenges klassisches Profil."

„Ich habe aber keine Stubsnase."

„Du hast auch kein klassisches Profil, meine Liebe. Aber du hast Charme. Deine Grübchen sind besser als die Pfeffer- und Salznäpfe über Carlas Schlüsselbeinen, deine Wiener Komtessenrundlichkeit ist besser als ihre norddeutsche magere Gräfinnenfigur. Darauf kannst du dich verlassen."

„Aber das nutzt mir doch alles nichts," wiederholte Anna unwillig. Endlich waren ihre Tränen getrocknet.

„Natürlich nutzt dir das etwas. Du mußt es bloß nutzen. Von allein kommt dir mein lieber Bruder Hermann nicht gelaufen. Du mußt ihn dir heranziehen."

„Er will mich doch aber gar nicht. Er hat eben Carla noch im Kopf."

„Kommst du noch einmal mit dem Unsinn. Wenn er überhaupt noch an Carla gedacht hätte, hätte er doch wohl mich einmal nach ihr gefragt, als ich aus Golmitz zurückkam. Das hat er aber nicht getan."

„Hat er denn nach mir gefragt?" Hastig warf Anna die Worte ein.

„Jawohl, das hat er."

„Was hat er gefragt?"

„Das ist jetzt Nebensache. Die Hauptsache ist, daß er überhaupt nach dir fragte. Dann aber, gesetzt den Fall, er dächte noch an Carla, so wären doch alle deine Sorgen Lisas wegen hinfällig. Denn Carla, Lisa und dich zu gleicher Zeit — nein, Anna: ein Pascha mit sieben Roßschweifen und einem Harem ist mein guter Bruder nie gewesen. Also: Lisa scheidet aus. Damit

ist schon viel gewonnen. Und Carla kommt nicht mehr in Frage."

„Wenn sie aber noch in Frage kommt?"

Mit beiden Händen griff sich Ruth an die Stirn; sie begann im Zimmer auf und ab zu laufen. „Du kannst einen ja verrückt machen mit deiner Fragerei, Anna."

„Aber warum war er denn so böse, als ich ihm von Carlas neuer Verlobung erzählte?"

„Weil er ein Mann ist. Weil er sich in seinen einst besessenen oder vielmehr nicht besessenen Herrenrechten gekränkt fühlte; weil er denkt: ein bißchen hätte sie noch warten können; weil er wahrscheinlich lieber als erster mit einer neuen Verlobung angetanzt wäre; weil er sich ärgert, daß sie ihm dies Prä fortgenommen hat; weil er eitel ist, wie alle Männer; weil — weil — weil . . . Gott, eben aus tausend Gründen, bloß nicht aus dem der Liebe. Verlaß dich darauf."

„Und was soll ich nun machen?"

„Niedlich machen sollst du dich. Komm öfters abends zu mir 'rüber. Zieh dir ein hübsches Kleid an, eine nette Bluse. Sie kann ruhig ein bißchen tief ausgeschnitten sein, das schadet nichts. Du brauchst dein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Kannst auch ruhig den Rock ein wenig kürzer tragen. Und einen dünnen Strumpf und einen anständigen Spangenschuh. So was lieben die Männer. Und zeig' ihm, daß du ihn gern hast. Das schadet nie. Und dann komm ohne Hut, das steht dir viel besser. Wozu hast du denn dein schönes blondes, kruscheliges Haar. Ach, Anna, ich wünschte, ich hätte es so leicht wie du."

*

Als Ruth an diesem Abend in ihrem Bett lag, schob sie ihre Hände unter den Kopf und dachte über ihr Gespräch mit Anna nach. Da hatte sie Liebesunterricht erteilt und hatte selbst diesen Unterricht doch so notwendig. Sie hatte Anna geraten, sich Hermann zu fangen. Warum fing sie sich Christof nicht? Warum war sie fortgelaufen am Golmitzer Schloßportal in der Mondnacht? — Es ging so nicht weiter. Sie mußte Anna ein Beispiel geben. Wenn nur Christof erst hier wäre, sie wollte schon zeigen, wie es gemacht werden mußte

(Fortsetzung folgt)

Der Mitbewerber

Skizze von Rudolf Fahrenheit

z. In dem kleinen, aber sehr hübschen Wohnzimmer der Frau Marta Biese saß ein gewisser Herr Waldemar Zimmt, ein älterer, beinah elegant gekleideter Herr: er saß in einem weichen Sessel und war ziemlich erregt. Mit festen Schritten und wütend war er angekommen, jedoch voll großer Sicherheit. Er hatte sich vorgestellt, daß Frau Biese, mit der er eine ernste, aber kurze Auseinandersetzung wünschte, in einer ärmlichen Dachkammer hausen würde; noch eben, als er die vielen Treppen schneller als notwendig hinaufgeeilt war, hatte er die Vorstellung, jetzt, in der nächsten Minute von einer schlampig angezogenen Frau in einem Elendsquartier empfangen zu werden.

Und nun saß er da, verwirrt und erregt, und sah sich in dem Zimmer um. Ein allerliebstes Zimmer; Blumen blühten vor den Fenstern und in einer großen weißen Vase mitten auf dem runden Tisch. Die Stühle und die Sessel waren mit dunkelblauer Seide bezogen, ein schöner bunter Teppich bedeckte den Fußboden.

Jedenfalls hatte er sich den Ort seiner unliebsamen Unterredung mit Frau Marta Biese ganz anders vorgestellt. Er hatte gedacht, mit dem Uebergewicht seiner Stellung sofort zu siegen; Frau Biese würde doch durch das bloße Erscheinen des Herrn Zimmt, Besitzer der großen Zuckerfabrik, sofort eingeschüchtert werden. Das hatte er noch vor wenigen Minuten als sicher angenommen — nun aber, da er mitten in dieser reizenden Häuslichkeit war, die von einem erlesenen Geschmack zeugte und auch von einem gewissen Wohlstand, wurde er sehr unsicher. Jedenfalls dürfte die Vorstellung, die er sich von der Frau des Hauses gemacht hatte, auch nicht recht stimmen.

Sie tat es keineswegs, denn Frau Marta Biese, die nach kurzer Zeit ins Zimmer kam, war zwar klein und rundlich (soweit hatte Herrn Zimmts Ahnung recht!), aber sie war durchaus nicht schlampig und verwahrlost, sondern außerordentlich zierlich und vornehm. Sie war auch nicht alt und verschrumpelt, wie es Herr Zimmt ohne weiteres angenommen hatte, sondern machte in ihrem schlichten silbergrauen Kleid einen durchaus jugendlichen Eindruck.

Bei ihrem Eintritt war Herr Zimmt schnell aufgestanden und hatte sich leicht verbeugt; sie reichte ihrem Gast die Hand.

„Behalten Sie Platz," sagte sie und wies auf den weichen Sessel, „ich habe Sie schon seit ein paar Tagen erwartet."

Herr Zimmt fand vorläufig keine Antwort. Er setzte sich und hüstelte ein bißchen. Dann stammelte er: „Ich dachte, die Geschichte wäre erst gestern zum Klappen gekommen. Jedenfalls hat mir mein Sohn —"

„Der gute Julius!" unterbrach ihn Frau Biese lächelnd; „er hat es sicherlich nicht gewagt, sich Ihnen anzuvertrauen. Er ist noch etwas reichlich schüchtern für seine Jahre!"

„Schüchtern?" fragte Herr Zimmt. „Nun ja, das mag sein. Desto schlimmer."

Diese dunklen Worte schien Frau Biese zu überhören. „Was wollen wir denn nun eigentlich machen, Herr Zimmt?" fragte sie vergnügt. „Die Sache ist ganz einfach so: Ihr Herr Sohn, eben dieser Julius, hat sich in den Kopf gesetzt, meine Tochter Lisa zu heiraten. Er ist der Sohn des Chefs, und sie ist seine Sekretärin, also ein Herzensbündnis, das durch verschiedene Romane und Filme reichlich abgebraucht ist. Und wie es sich seit je versteht, sind Sie, der Vater, in diesem Fall natürlich nicht recht zufrieden!"

„Nicht recht zufrieden?" rief Herr Zimmt, und setzte dann mit gedämpfter Stimme hinzu: „Gewiß, ich möchte Sie nicht kränken, gnädige Frau — aber ich müßte mir die Sache wohl noch einmal überlegen. Immerhin ist mein Sohn doch schon so alt, daß er auch ohne mein Einverständnis tun kann, was er für richtig hält."

„Und meine Tochter auch; sie ist einundzwanzig."

Herr Zimmt überlegte ein paar Sekunden, während eine kleine Bronzeuhr ganz hell anschlug.

„Gestatten Sie die Frage," sagte er nun zögernd, „Sie — Sie selber sind wohl mit dem Lauf der Dinge — wie soll ich sagen? — sehr einverstanden?"

Frau Marta Biese schüttelte energisch den Kopf.

„Gar nicht, Herr Zimmt; ganz im Gegenteil."

„Wieso?" fragte Herr Zimmt überrascht und verständnislos.

„Das will ich Ihnen sagen," erklärte Frau Biese ganz einfach, „es ist darum, weil ich lieber sehen würde, daß meine Tochter einen anderen heiratet."

„Einen andern? Ja, und wer sollte das wohl sein?" fragte er ganz dumm.

Frau Biese verbarg ein Lächeln hinter ihrem Spitzentüchlein.

„Wenn Sie es ganz genau wissen wollen," sagte sie und senkte den Kopf, damit Herr Zimmt ihr Lächeln nicht sehen sollte, „es ist ein Herr Fritz Schneider, den ich mir als Schwiegersohn wünsche. Dieser Herr Schneider ist Besitzer eines großen Hotels in einem der schönsten Orte im Riesengebirge und auch sonst ein sehr annehmbarer Herr. Er ist allerdings etwas älter als Ihr Julius, das wäre aber auch der einzige Nachteil — wenn es ein Nachteil ist!"

„Und Ihre Tochter — hm — wie denkt Ihre Tochter über — na ja — über Herrn Schneider?"

„Ich denke, sie wird ihn wohl ganz gern mögen."

„Sie wissen es also nicht genau?"

Frau Biese schüttelte den Kopf.

„Nein, das nicht. Sie hat es mir nicht gesagt, und es wäre doch unzart, sie danach zu fragen. Immerhin wäre mir die Verbindung sehr lieb. Herr Schneider ist ein feiner und sehr liebenswürdiger Herr —"

„Und Julius etwa nicht?"

„Fein und liebenswürdig ist er auch, ganz gewiß."

„Nun, ich hoffe, er wird es mit diesem Herrn Schneider noch aufnehmen können!“

„Was soll ich darauf antworten, Herr Zimmt? Es sind da grundsätzliche Unterschiede. Herr Schneider, beispielsweise, leitet ein großes Hotel; ich weiß nicht, wie viele Angestellte er hat, jedenfalls eine ganze Masse, und alles geht wie am Schnürchen. Von seinen Hunderten von Gästen ist nicht einer unzufrieden. Er ist ein hervorragender Geschäftsmann —“

„Und Julius etwa nicht?“ unterbrach Herr Zimmt den Lobgesang auf Herrn Schneider.

Frau Biese hob die Schultern.

„Das kann ich nicht sagen — bis jetzt hat er ja wohl noch kaum Gelegenheit gehabt, seine Tüchtigkeit zu zeigen. Soweit ich unterrichtet bin, sind Sie — verzeihen Sie meine Offenheit —, sind Sie, Herr Zimmt, Alleinherrscher in Ihrem Betrieb und halten die Unternehmungslust Ihres Sohnes völlig zurück. Oder ist es anders?“

Herr Zimmt antwortete nicht — er brauchte auch nicht zu antworten, denn Frau Biese fuhr schnell fort: „Das ist ja nun mal nicht anders, die Eltern gewöhnen sich schwer daran, daß ihre Kinder — nicht mehr Kinder sind. Aber sie müssen es, sonst wird ihnen eines Tages die Tatsache ziemlich derb vor Augen gestellt. Ihr Sohn ist nun auch schon achtundzwanzig, sollte in dem großen Unternehmen seines Vaters für ihn keine andere Stellung als ein siebenter oder achter Buchhalterposten vorhanden sein? Sie fragen mich, ob Julius tüchtig ist. Ja, Sie hindern ihn ja daran, tüchtig zu sein! Und das können Sie sich denken, wenn ich die Wahl zwischen zwei Schwiegersöhnen habe — der eine ist ein großzügiger, selbständiger Geschäftsmann und der andere ein schüchterner, von seinem Vater unterdrückter Angestellter —, das können Sie sich denken, Herr Zimmt, daß mir da die Wahl nicht schwer fällt.“

Herr Zimmt hatte ein paarmal vergebens versucht, diese Rede (die er mit vollem Recht als Strafpredigt auffaßte) zu unterbrechen. Jetzt, als Frau Biese schwieg, brach er los:

„Ich glaube, gnädige Frau, daß Julius den Vergleich mit jedem, ja mit jedem aushalten kann, selbst mit diesem großen Hotelbesitzer Herrn Schneider. Ich bin fest davon überzeugt, daß ich Julius hinstellen kann, wohin ich will — er wird seinen Mann stehen. Und besser, als viele andere.“

„Möglich,“ antwortete Frau Biese ganz ruhig, „aber Sie tun es ja nicht. Sie unterdrücken ihn. Und ich will Ihnen auch sagen, warum Sie ihn unterdrücken: Weil Sie Angst haben!“ „Angst? Ich? Wovor?“

„Weil er dann sehen würde, daß sein Herr Vater nicht so ganz großartig ist, wie er sich den Anschein gibt! Und daß Sie nicht dazu da sind, um ständig Ihren Sohn am Kanthaken zu halten und ihn einzuschüchtern! Und aus Angst, weil Julius zeigen kann, was in ihm steckt. Er ist doch ein tüchtiger Kerl, Sie haben es selber gesagt . . . vielleicht würde er auch dann nicht mehr so schüchtern sein! Und das wäre Ihnen wohl auch nicht recht!“

„Nun,“ rief Herr Zimmt ärgerlich aus, „Sie irren sich. Ja, Sie irren sich sehr, ich habe gar keine Angst. Und ich habe auch nie daran gedacht, ihn zu unterdrücken — —“

„Und auch nie daran gedacht, ihn auf den Platz zu stellen, auf dem er zeigt, was er kann!“

Pause. Stille. Fest und hart tickte die kleine Bronzeuhr durchs Zimmer.

„Ich weiß nicht, wieviel das Hotel „Weißer Hirsch“ — so hat Herr Schneider es genannt — wieviel es einbringt. Ihr Herr Sohn aber (das weiß ich genau) hat ein Monatseinkommen von hundertundzwanzig Mark! Wenn ich ihm meine Tochter gäbe, so wäre er also von mir oder von Ihnen, Herr Zimmt, abhängig. Wir hätten ihn sozusagen in der Tasche. Und das mag ich nicht. Ein rechter Mann will das auch nicht, er will unabhängig sein. Bei Herrn Schneider trifft das jedenfalls zu, davon bin ich überzeugt. Nun, Sie antworten ja nicht.“

„Ich weiß darauf im Augenblick nichts zu antworten, gnädige Frau. Sie haben da Probleme angeschnitten, die ich noch nie bedacht habe. Sie mögen nun recht haben oder nicht —“

„Ich habe recht!“

„Jedenfalls kann ich nicht zugeben, daß mein Sohn sich vor irgend jemand verkriechen muß, selbst nicht vor diesem Herrn —“

„Schneider. Sprechen Sie es nur aus.“

„Zum Donnerwetter, ja — entschuldigen Sie, bitte . . .“

„Das macht nichts. Ich kann Ihren Zorn verstehen; ich finde ja auch, daß meine Lisa, daß meine Tochter unvergleichlich ist. Wir Eltern sind nun einmal so. Wollen Sie denn schon gehen? Wir sind noch gar nicht zu unserem eigentlichen Thema gekommen!“

„Vielen Dank — ja, gnädige Frau, ich glaube, ich bin Ihnen vielen Dank schuldig . . .“

Ein paar Stunden später kam Lisa mit hochrotem Kopf und leuchtenden Augen angestürmt, hinter ihr der junge Herr Zimmt, der schüchterne Julius. Sie war derart außer Atem, daß sie kaum sprechen konnte. Aber dann, als sie die Worte wieder beisammen hatte, kamen sie um so sprudelnder heraus. Waldemar Zimmt hatte sie und Julius in sein Privatkontor gerufen und ihnen etwas mit ängstlicher Feierlichkeit aus einem großen Bogen vorgelesen. Es war sein plötzlicher Entschluß, Julius zum Teilhaber seiner Fabrik zu ernennen! Und zweitens Lisa sofort und auf der Stelle zu entlassen, falls Julius und Lisa bei ihrem Vorsatz blieben, „miteinander die Ehe einzugehen“, wie es aktenmäßig in dem Schriftstück hieß.

„Ich habe natürlich auf ihre Entlassung gedrängt!“ rief Julius aus . . . „Aber nun sag mir nur in aller Welt, was hast du nur mit meinem alten Herrn angestellt? Er hat uns erzählt, daß er bei dir war — und kaum ist er wieder zurück, da ist er wie verwandelt! Da erfüllt er unsere Wünsche, die wir nie auszusprechen gewagt hätten.“

„Angestellt? Gar nicht, mein guter Julius; wir haben uns nur ein Stündchen gut unterhalten.“

„Mutter, du bist großartig!“ rief Lisa aus . . . „Eine nette Unterhaltung mag das gewesen sein!“

„Sehr nett. Und denkt euch, am meisten haben wir von dem Herrn Schneider gesprochen, dem liebenswürdigen Hotelwirt, bei dem wir im Frühjahr drei angenehme Ferienwochen verlebt haben.“

„Von dem dicken Herrn Schneider? Ist doch unmöglich, Mutter,“ platzte Lisa heraus, „was ist denn von dem guten, gemütlichen alten Herrn zu reden? Höchstens doch, daß er vier außergewöhnlich ungezogene Gören hat.“

„Und diesen vier Gören, Lisa, denen schicke ich vier große Marzipanherzen. Für jeden eins! Heute noch!“

„Wenn es dir Freude macht . . .“

„Ich sage dir, es macht mir riesige Freude.“

„Ich verstehe von alledem kein Wort,“ rief Julius aus.

„Das macht nichts,“ meinte Frau Maria Biese, „das erkläre ich dir noch einmal — an eurem zweiten oder dritten Hochzeitstag.“

Zeitschriften

Das Oktoberheft der ausgezeichneten Zeitschrift „Das Innere Reich“ (Herausgeber Dr. Paul Alverdes und K. B. von Mechow. Albert Langen/Georg Müller Verlag in München. Einzelheft 1,80 M. Vierteljährlich 4.80 Mark) wird eröffnet mit der „Rede vom Inneren Reich der Deutschen“, die Paul Alverdes im Juli dieses Jahres unter stärkstem Beifall vor der Münchener Studentenschaft hielt. — Als wichtigsten dichterischen Beitrag bringt dies Heft die „Hirtennovelle“ von Ernst Wichert, deren tragende Elemente die zwei Urerlebnisse des Dichters sind: Die unendliche Melodie seiner heimatlichen Landschaft und der Krieg. Mit Gedichten sind Adolf von Hatzfeld, Diemar Moering, Hans Leifhelm, Franz Tumler und nicht zuletzt Hermann Claudius vertreten. Die im September-Heft begonnene Darstellung bildender Künstler wird fortgesetzt mit dem Bildhauer Fritz von Graevenitz, dessen Werk mit einer Reihe hervorragender Wiedergaben dem Leser ebenso nahegebracht wird wie sein deutscher Charakter durch den Aufsatz Helmut Seibles. Dem Kriegserlebnis ist Bruno Brehms dichterischer Bericht „Der finnländische Reitermarsch“ gewidmet. Zwei Aufsätze ergänzen aufs glücklichste den Inhalt des Heftes nach der Seite der Betrachtung hin: Josef Hofmiller, der leider zu früh verstorbene bedeutende Essayist, liefert in den „Augsburger Kalendern aus vier Jahrhunderten“ einen aufschlußreichen Beitrag zur deutschen Volkskunde, während Hermann Herrigel in einer Betrachtung über „Das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm“, einer scheinbar sehr abgelegenen, sehr wissenschaftlichen Sache, außerordentlich tiefe Einblicke in Werden und Wachsen, in das Leben der deutschen Sprache und damit des inneren Lebens unseres Volkes gibt.